

Mit Michel Foucaults folgenreichem Diktum vom »Verschwinden des Menschen« (1971) beginnt die Wirkungs-, wenn nicht gar Erfolgsgeschichte des Diskursbegriffs. Vor allem Foucaults Arbeiten haben dem Diskursbegriff in den Kultur- und Sozialwissenschaften zu, wenn auch nicht ungeteilter Popularität verholfen (vgl. Keller 1997; Frank 1984, 1989; Link 1997).<sup>1</sup>

Dabei ist ›discours‹, der französischen Umgangssprache entliehen, zunächst »ein durchaus allgemeiner, ja, trivialer Begriff, der jedes halbwegs geordnete, überwiegend monologische Daherreden – vom gewöhnlichsten bis zum wichtigen und feierlichen – meint« (Seitter 1996: 105). Er bezieht sich in einem ersten Zugang nur darauf, »daß es Sprechen gibt«, wobei es dabei um »Versionen des schieren Vorkommens, des bloßen Daseins vor dem Hintergrund des ebenso möglichen und wirklichen Fortseins« (ebd.: 106) geht. Damit ist zugleich ein gewisser Minimalismus der »Existenz« des Diskurses angesprochen, der sich auf einen *Physikalismus* des Erscheinens (oder seines Verschwindens) bezieht. Hier richtet sich das Augenmerk auf die »Materialität der Aussagenproduktion« (Brieler 1998: 205; Hervorhebg. H.B.). Das »Atom« des Diskurses, die Aussage, wird durch ihr Auftreten, ihr In-Erscheinung-Treten, mithin durch ihre Sichtbarkeit und Wiederholbarkeit definiert. Darin artikuliert sich zugleich ein Aspekt der Macht des Diskurses, denn »was erscheint, ist so mächtig, daß es sich aus der Unscheinbarkeit herausheben und sich gegen andere Erscheinungen durchsetzen kann« (Seitter 1996: 117). Im Diskursbegriff Foucault'scher Prägung kommt beides zusammen: der Begriff des Sprechens, der der Rhetorik als Pragmatik des Redens zugrunde liegt und der Begriff des ›Hin- und Herlaufens‹ (lat. *discurrere*), des Durchlaufens, des Verlaufs.

Aber er geht darüber hinaus: Der konstruktivistische Diskursbegriff steht im Zentrum eines materialreichen Analyseverfahrens, das darauf abhebt, dass Objekte dem Diskurs nicht vorgegeben, sondern umgekehrt vom Diskurs hervorgebracht werden. Diskursive Praktiken bilden, einschließlich ihrer *Materialitäten generierenden Kraft*, selbst objektive Gegebenheiten, die »nicht als eine Übersetzung von Operationen oder Prozessen« zu beschrei-

ben sind, »die sich anderswo (im Denken der Menschen, in ihrem Bewußtsein oder ihrem Unbewußten« (Foucault 1973: 177) abspielen. Sie lassen sich nicht auf die intentionalen Absichten eines Individuums, auf eine souveräne Subjektivität oder auf ein Kollektivbewusstsein zurückführen; sie sind nicht das Produkt eines Subjekts, das spricht und ihrem Erscheinen zugrunde liegt, sie bilden nicht die spiegelbildliche Darstellung »eines individuellen oder anonymen Bewußtseins, eines Vorhabens, eines Systems von Absichten, einer Menge von Zielrichtungen« (Foucault 1973: 178), sondern sie bilden, »ohne Bezug auf ein Cogito« (ebd.), eine »emergente Praxis«, die ihre eigenen Formen der Verkettung und der Abfolge besitzt (vgl. Kneer 1996: 222) und eigenen Regeln folgt. Mehr noch: »Sie nehmen«, wie es der französische Soziologe Émile Durkheim (1858-1917) für »soziale Tatsachen« geltend macht, »*körperhafte Gestalt*, wahrnehmbare, ihnen eigene Formen an und bilden eine Realität sui generis, die sich von den individuellen Handlungen, denen sie sich offenbart, vollständig unterscheidet« (Durkheim 1965 [1895]: 109; Hervorheb. H.B.). Es ist diese »Formautonomie«, die sie zu eigenständigen sozialen Realitäten macht. Durkheim hebt ja in seinen »Regeln der soziologischen Methode« bekanntermaßen darauf ab, dass das ›Substrat‹ soziologischer Tatbestände nicht im, sondern außerhalb des Individuums, in überindividuellen Prozessen der Gesellschaft liegt, die »mit zwingender Gewalt ausgestattet sind« (ebd.: 107). Diesen Bestimmungen sozialer Tatsachen gemäß, wird Diskursen der Status von »Sachen« zugesprochen, die der Verfügbarkeit und dem unmittelbaren Zugriff denkender, sprechender und handelnder Subjekte entzogen bleiben und diesen vorgängig sind. Ohne Rückführung auf einen tiefer liegenden Sinn, auf ein allgemeines Strukturgesetz oder auf hinter dem Augenschein verborgene objektive Gesetzmäßigkeiten, erhellt sich ihre Ordnungsstruktur und ihre – strukturierend-prozessuale – Kraft aus ihnen immanenten Regeln, die auf der Regelmäßigkeit ihrer Elemente, den Aussagen, beruhen. Die Regeln von Diskursen ergeben sich aus dem Zusammenhang verstreuter Aussagen, deren Ähnlichkeiten, Differenzen, und Verschiebungen untersucht werden und deren Wiederholbarkeit beschrieben

wird. Sie variieren je nach Ort und Zeit ihres Auftretens, was ihre analytische Rekonstruktion so aufwändig und schwierig macht.

›Diskurs‹ steht mithin für die *Eigendynamik semantischer und kultureller Prozesse*, die, auf *materielle Anordnungen des diskursiv Konstruierten* bezogen, »mit einem komplexen System von materiellen Institutionen verbunden sind und nicht losgelöst davon betrachtet werden können« (Foucault 1973: 150). Darin konstituieren Diskurse eine Materialität, die sich nicht auf die rein semiotischen Aspekte von Aussagen beschränkt oder sich als Macht entpuppt, »die aus puren Worten Welten schaffen kann« (Löscher et al. 2001: 14). Vielmehr wird im Diskurskonzept auf eine eigenständige Materialität diskursiver Praktiken abgehoben. In ihnen verschränken sich Diskursives und Physisches, Semantisches und Sozio-Technisches ineinander.<sup>2</sup> In diesem Sinne sind diskursive Praktiken dann auch als »Technologien« zu verstehen, deren Funktionieren als »dynamische Wechselwirkung und *Verschaltung divergenter Materialitäten beschrieben*« werden kann, »unabhängig davon, ob es sich um sprachliche, handlungsförmige oder sachtechnische Phänomene handelt« (ebd.: 16; Hervorhebg. H.B.).

Das Diskurskonzept greift den *linguistic turn*, die sprachtheoretische Wende in Philosophie und Kulturwissenschaft, auf, erweitert ihn aber um physikalische, technische und politische Begriffe. Ans Sprachliche angelehnt, aber nicht ausschließlich darauf beschränkt, bildet ›Diskurs‹ den wichtigsten »physikalischen Begriff«, den Foucaults Diskurstheorie einsetzt, um zu beschreiben, was gesagt wird und was sichtbar ist. Bereits »auf der Ebene der Existenz der Materialität und der prekären Sichtbarkeit der Aussagen verschränkt sich das Physische mit dem Juridischen (und Politischen), das in Begriffen wie *Regime*, *Institution*, *Gesetz* und *regieren* auftaucht« (Seitter 1996: 106f.) Das heißt: Der Diskursbegriff steht geradezu »emblematisch für Foucaults ›Materialistik‹« (Seitter 1996: 115), der, eingesetzt gegen Begriffe wie ›Weltanschauung‹ oder ›Mentalität‹, »mit seinen beiden – tautologischen – Elementen *dis* und *kurs* das Spektrale der Analytik«, das Hin und Her, »den Grundzug der Streuung« (ebd.: 115f.) und der Heterogenität bezeichnet.

Dabei lässt sich die Wirkungsgeschichte einer diskursiven Pra-

xis, wie die der Machtprozeduren, an die sie gebunden ist, nicht als einheitliche beschreiben, die sich zudem einer deterministisch verkürzten Logik ein- und unterordnen ließe. Sie zielt auch nicht auf ein übergreifendes System von Ideologien oder einen umfassenden Prozess von Rationalisierungen, der sich etwa in zentralisierenden Machtwirkungen, in feststehenden Rahmenbedingungen oder normativen Standardisierungen sozialen Verhaltens zeigt. Vielmehr verschreibt sie sich einem verästelten Gewebe einer permanent verflüssigten Praxis, in der Eindeutigkeiten kollektiver Zeiten und Räume zerfallen, strukturelle Paradoxien entstehen und Kontingenzen freigesetzt werden (vgl. Hörning 1997: 38f.).

Gesellschaft erscheint so in eine Vielzahl lokaler Kämpfe um Macht und Ordnung zersplittert, die immer prekär bleiben muss. Sie bildet ein Netzwerk vielfältiger Kräfteverhältnisse, die nicht primär auf Verbot, Zwang und Verhinderung, also auf eine »neinsagende Gewalt«, sondern auf den hervorbringenden und intensivierenden, aber darin zugleich auch einschränkenden und begrenzenden Charakter von Ordnungs- und Klassifikationsverfahren, die »normend, normierend, normalisierend wirken« (Foucault 1976: 236), abstellen.

Damit ist Gesellschaft zugleich als ›Kriegsverhältnis‹ beschreibbar, in dem das Individuum, ähnlich wie auf dem Schlachtfeld, spezifischen Anordnungen unterworfen und in sie eingeschlossen wird. Der Krieg bildet, so Foucault in seinen Vorlesungen am *Collège de France*, die »Chiffre des Friedens« (Foucault 1999: 308), die Chiffre der Zivilgesellschaft, »den geheimen Motor der Institutionen, der Gesetze und der Ordnung ab. [...] Er zerteilt den gesamten Gesellschaftskörper« (ebd.) in jene Gesellschaftsmitglieder, denen eine soziale und politische Existenz gewährt wird, und in diejenigen, die auf ihre ›nackte Existenz‹, auf das bloße Leben zurückgeworfen und wie ›Fremdkörper‹ im Innern der Gesellschaft behandelt werden (vgl. Agamben 2002). Das ist die Geburt der modernen Gesellschaft aus einem Kriegsverhältnis, einer agonalen Struktur (vgl. Foucault 1999), die gegen einen Gesellschaftsbegriff ins Spiel gebracht wird, der das Soziale und das Individuum als letzten Grund und Telos versteht (vgl. Bublitz 2001c: 75f.; Spreen 1998).<sup>3</sup>

Diskurse können also gewissermaßen als ›Substrat‹ gesellschaftlicher Prozesse, als in sich heterogene Produktions- und Konstitutionsbedingungen einer – gesellschaftlichen – Wirklichkeit gelten, von der angenommen wird, dass sie auf der Verselbstständigung konstruktiver Prozesse und subjektloser Operationen (vgl. Makropoulos 1997; Bublitx 2001c; 2003b) sowie ihrer Performanz beruht (vgl. Butler 1995; Spreen 1998) und dass sie sich in materiellen Anordnungen, Technologien und Praktiken manifestiert.

Neben der Analyse der materialisierenden Wirkungen von Diskursen in machtstechnologischen Anordnungen des Körpers, des Subjekts und seines Begehrens ist es nicht zuletzt die Auslotung der gesellschaftstheoretischen Dimensionen des Diskursbegriffs, die in dieser Einführung verhandelt wird.

Doch wie sieht die Wirkungsgeschichte eines Begriffs aus, der selbst als ›Fremdkörper‹ einer Diskursgemeinschaft erscheint, die ihn auf ›das Andere‹ des Denk- und Sagbaren festschreibt?

Erschien der Diskursbegriff zunächst als hybrider Kode, das nur Eingeweihten zur Verfügung stand, so wandelte er sich im Zuge seines massenhaften, wenn nicht gar modisch gewordenen Gebrauchs zu einem Allerweltsbegriff, dessen schillernde Semantik gerade seine Attraktion zu begründen schien (vgl. Schöttler 1997). Seine Vieldeutigkeit und die Vagheit seiner Verwendung täuschen jedoch darüber hinweg, dass ›Diskurs‹, durch Verwerfungen und Ausschlüsse charakterisiert, mehr bedeutet als intersubjektivität und idealiter »herrschaftsfreie Kommunikation« einer Diskursgemeinschaft, wie Jürgen Habermas im Zuge seiner »Theorie des kommunikativen Handelns« (vgl. Habermas 1981, 1985) annahm.<sup>4</sup> Zwar bezieht sich der Diskursbegriff auch hier nicht nur auf das ›Durchlaufen‹ von Argumentationsfiguren öffentlicher Rede, sondern auf Produktionsanordnungen von Wahrheits- und Geltungsansprüchen, ein System von Regeln, das wahrheitsfähige Aussagen ermöglicht. Aber Diskursanalyse in der Tradition der Foucault'schen Diskurstheorie etabliert eine kritische Perspektive, die das Vertrauen in die Wahrhaftigkeit der Rede und ihre – im Rekurs auf unverzerrte Sprechsituationen – implizite Infragestellung asymmetrischer Machtbeziehungen durch eine explizit machtkritische Analyse überschreitet. Dis-

kursanalyse verschreibt sich geradezu apodiktisch der Auffassung einer unlösbaren Verschränkung von Wissen, Sprache und Macht, womit zugleich auf die *Machtwirkungen* und die *Materialität des Diskurses* abgehoben wird. Der Begriff der diskursiven Praktiken bildet gewissermaßen ein Scharnier, an dem sich Reden und Handeln, Sprache und Macht als Realität und Sinn erzeugende Praktiken verschränken. Sicher kann man sich der Auffassung anschließen, dass auch die kritische Hermeneutik einer Theorie des kommunikativen Handelns die Verknüpfung von Sprache und Macht im Visier hat und keineswegs naiv lediglich auf die zeitweise Aussetzung der Macht abzielt (vgl. Jay 1995: 52).<sup>5</sup> Allerdings erfolgt dies hier unter dem Aspekt der Verzerrung einer zumindest tendenziell hierarchie- und herrschaftsfrei angenommenen kommunikativen Rationalität. Diskursanalyse macht demgegenüber geradezu die impliziten sprachlichen *und* institutionellen Voraussetzungen zum Gegenstand, die aus Äußerungen einen Diskurs machen, nämlich eine komplex strukturierte, machtbasierte Matrix zur Generierung von Sprachhandlungen mit Wahrheitsanspruch. Macht ist demzufolge bereits in den diskurskonstituierenden Regeln verankert. In der Sichtbarmachung einer verdeckt operierenden Macht liegt der Schlüssel eines diskursanalytischen Verfahrens, das kritische Perspektiven auf die Oberflächenwirkungen der Macht eröffnet. Es eröffnet zugleich Ein-Sichten in die historische Entstehung einer quasi-natürlichen Ordnung der Dinge. Es verweist auf Konstruktionen, Technologien, Durchregelung und Schematisierung, worin der Augenschein Natur und Wesen der Dinge, der Körper und der Subjekte vermutet. Schließlich wird durch dieses Verfahren das Natürliche selbst infrage gestellt; es erscheint aus diskursanalytischer Perspektive als Machteffekt des kulturell Konstruierten und technologisch Hergestellten.<sup>6</sup>

In der Ausweitung des Diskursbegriffs auf eine spezifische diskursive Praxis überschreitet der Diskursbegriff die linguistische Problemanordnung der Analyse rein sprachlicher Codes hin zur Analyse der Machtmechanismen und -institutionen, mit denen Diskurse verbunden sind. Gegenstand der Diskursanalyse bilden nun komplexe gesellschaftliche Verhältnisse. »Analysiert man die Normierung und Durchregelung des Sprechens, die

Verschwiegenes (Nicht-Sagbares) konstituiert, [...], stößt man auf ein komplexes Netzwerk von regelnden Instanzen, Praktiken, Ritualen und Institutionen: eine Anlage oder Anordnung in den gesellschaftlichen Verhältnissen« (Laugstien 1996: 738).

In der Verschränkung (multi-)diskursiver Ordnungskategorien und institutioneller Praktiken verfestigen sich diskursive Praktiken zu Mustern heterogener Wirklichkeitskonstruktionen und materiellen Strukturen, die sich den Anstrich zeitloser Wahrheiten geben. Es ist die Materialität der Diskurse, die den Dingen, den Körpern und den Subjekten über die Zuweisung einer spezifischen Bedeutung hinaus, eine gesellschaftliche, gleichwohl aber naturalisierte Existenz verleihen.

Diese Lesart von ›Diskurs‹ stand allerdings lange Zeit im Zentrum einer teils emphatisch überhöhten, in weiten Teilen aber auch durchaus offensiven, ja, von einem moralisierenden politischen Rigorismus gekennzeichneten Rezeption. Sie fasste den Diskursbegriff, wenn nicht als »Fremdkörper französischer Provenienz« (Schöttler 1997: 134), so doch als »Zauberformel«, dessen diagnostische Kraft analytisch erst noch fruchtbar zu machen sei (vgl. Frank 1989).

Im Sinne eines ›Fremdkörpers‹, der scheinbar ausschließlich den Zwang der Gesellschaft repräsentiert und mit den Vorschriften und Konventionen des Denk- und Sagbaren zugleich dessen Begrenzung impliziert, rüttelte er offenbar an den Grundfesten humanistischer Überzeugungen, allen voran der eines willentlich handelnden Subjekts. Bei allem Facettenreichtum der Rezeption firmierte die Bezugnahme auf den Diskursbegriff unter dem klicheehaften Vorwurf seiner Geschichts- und Subjektlosigkeit. Foucaults Diktum, dass der Mensch »verschwindet wie am Meerufer ein Gesicht im Sand« (Foucault 1971: 462), wurde als Generalklausel vom »Tod des Menschen« und vom »Tod des Subjekts« kolportiert. Dass er sich damit gegen die geschichtsmetaphysische Inthronisation des Subjekts wendete, verleitete Kritiker zu der Annahme, es ginge darum, dem Totalitarismus gesellschaftlicher Regelsysteme und sozialer Codes Beifall zu spenden. Die positivistisch-beschreibende Grundlegung der Diskursanalyse erschien so als unmoralische Überantwortung der Theorie an das Faktische, als Bejahung des »autonom gewordenen ›Code‹ (des

Staates, der Bürokratie, der gesellschaftlichen Maschine, aller Varietäten des Diskurses)« (Frank 1984: 16f.), in denen das Individuum mehr und mehr verschwinde.

Was hiermit negiert wurde, war das Vorhaben einer »kritischen Ontologie der Gegenwart«, die die Frage der Macht stellt und die historischen Grenzen des Denkens als Grenzen einer Kultur der Gegenwart begreift und somit das Singuläre und Kontingente in dem, was universell und notwendig gegeben erscheint, aufspürt (vgl. Lemke 1997: 354). Was eingefordert wurde, war eine kritische Theorie, die sich im Rückgriff auf universelle Prinzipien kontrafaktisch engagiert. Dem entsprach das Verdikt der normativen, systematisch-erkenntnistheoretischen und historischen Defizienz diskurstheoretischer Annahmen, die gar im Vorwurf des »amoralischen Kathedernihilismus« (Wehler 1998: 85) gipfelte (vgl. Habermas 1985; Honneth 1985; zur kritischen Auseinandersetzung mit diesen Vorwürfen vgl. Schäfer 1996; Lemke 1997; Bublitx 1999b: 50f.).

Diese Reaktionen auf die »Verabsolutierung der Sprache« (Kocka 1994) wurden jedoch nicht nur diskurstheoretischen Ansätzen zuteil, sondern richteten sich ganz allgemein gegen den *linguistic turn*. Mit dem Gestus der Selbstgenügsamkeit wurde die Rezeption sprachtheoretisch angeleiteter Theorie- und Methodenangebote, die – aus Sorge um die Geschäftsgrundlagen und die eigene Hegemonialposition in der jeweiligen Zunft – als überspannt abgetan wurden, eher »abgewimmelt«, als dass sie als innovative Anstöße aufgegriffen wurden. Das neu erwachte Interesse für die »Materialität der Sprache« erschien gleichsam als »Blankoscheck für postmoderne Beliebigkeit« (vgl. Schöttler 1997). Wie diese stieß das Interesse an Konzepten, die dem Eigengewicht von Sprache und Kultur stärker Rechnung tragen, auf Ablehnung.

Diskurstheorie erscheint in diesem Kontext, wie jene, als »das Andere« etablierten Denkens, das vor allem in der deutschen Rezeption für Jahre, um nicht zu sagen, Jahrzehnte, einen Schatten auf den Licht-Blick einer vernünftig erscheinenden Diskursordnung des Wissens wirft. Aber es ist mehr als ein Schatten, der auf das Licht wissenschaftlichen Understatements fällt; Diskurstheorie erregt zudem politischen Verdacht. Sie unterminiert offenbar



nicht nur die etablierten Kategorien und gängigen Unterscheidungen von Erkenntnis, sondern auch deren politische und normative Optionen. Die Auffassung, dass Konstruktion und Konstitution von Wirklichkeit *einen* Vorgang bilden, verstößt ganz offensichtlich nicht nur gegen vorherrschende Standards wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern auch gegen Maßstäbe von *political correctness*.

Erst allmählich erfolgt eine Auseinandersetzung mit den je spezifischen Problemstellungen einer Diskursanalyse, die nicht nur auf hinter den Diskursen stehende substanzielle Wirklichkeitsvorstellungen und ontologische Wahrheiten verzichtet, sondern diese bereits als Wirkung der diskursiven Einführung einer Realität beschreibt. Neben seiner Bedeutung als sprachförmige Interaktion und als institutionalisierte Form der Textproduktion hat sich das Interesse vor allem auf die kultur- und soziozoologische Perspektivierung des Diskursbegriffs als spezifisch strukturierte Form der Generierung von sozialer Wirklichkeit verschoben. Dabei weicht die nachhaltige Skepsis und Resistenz gegenüber einer Forschungsperspektive, die die Genese sozialer Wirklichkeit und sozialen Handelns nicht einem wissenden, sinnkonstituierenden Subjekt, sondern anonymen, regelgeleiteten Praktiken zuschreibt, der zunehmenden Anziehungskraft des diskursanalytischen Verfahrens. Diesem geht es wesentlich darum, »strukturierte Erfahrungsnormen zu entdecken, deren Schema sich – abgewandelt – auf verschiedenen Ebenen« (Dosse 1996: 228) der Gesellschaft, der Kultur und des Wissens wiederfindet, sie zu analysieren und die Objektivität des Sozialen auf die Machtförmigkeit diskursiver Prozesse und deren Performativität zurückzuführen. Diese Entwicklung verdankt sich nicht zuletzt diversen ›Anschlüssen‹ an das Werk von Foucault.<sup>7</sup> Einer dieser gegenwärtigen ›Anschlüsse‹ liegt zweifellos im sprach- und diskurstheoretisch inspirierten Werk Judith Butlers vor. Butler teilt, bei aller Differenz<sup>8</sup>, mit Foucault nicht nur die Überzeugung, dass Objekte der Erkenntnis konstruiert und deshalb nicht unmittelbar zugänglich sind, sondern auch das methodische Insistieren auf der »Materialistik« (Seitter) des diskursiv Konstruierten, das sich als körperlich Greifbares ausweist. Über das Faktum hinaus, überaus kontrovers diskutiert zu sein, verbindet ihr Werk

aber vor allem die Haltung einer »kritischen Ontologie«, die die Fundamente dessen, was evident und gegeben erscheint, einer universalisierenden, um nicht zu sagen, ontologisierenden Festbeschreibung entzieht. In beiden Ansätzen wird das Scheitern universeller Wahrheitsansprüche und ihrer historischen Instabilität sichtbar gemacht. Daher erfolgt ihre Verschiebung in die historische Dimension. Die Historizität von Wissen und Wahrheit bildet einen der Kernpunkte beider Konzepte. In der Untergrabung scheinbar fragloser Kategorien und Werte, der Infragestellung metaphysischer Gegebenheiten und der Sprache vorausgesetzter, vordiskursiver Materialitäten treffen sie sich im Gestus der Dekonstruktion. Es kennzeichnet das dekonstruktivistische Analyse- und Lektüreverfahren, dass sich die Frage der Wahrheit oder des Wesens nicht mehr oder anders, nämlich im Rahmen ihrer Historizität stellt. Es rekurriert auf politisch-ethische Entscheidungen, die sich hinter kategorialen Strukturen verbergen. Anders als ideologiekritische Analysen rekurriert Diskursanalyse jedoch nicht auf ein hinter den Erscheinungsweisen der Dinge verborgenes Wesen und eine dort angesiedelte Wahrheit(sordnung). Sie fragt vielmehr nach den historischen Entstehungsbedingungen der Ordnung der Dinge und situiert diese in Machtverhältnissen. Ihre Position ist auch nicht die eines wahren oder besseren Wissens, sondern sie rekonstruiert »die Produktion von Diskursen, die (zumindest für eine bestimmte Zeit) mit einem bestimmten Wahrheitswert aufgeladen sind« (Laugstien 1996: 728) aus ihrer Bindung an unterschiedliche Machtmechanismen und -institutionen und verortet sie in Machtkämpfen. Darin liegt eine andere Form von Skepsis als die des totalen Ideologieverdachts<sup>9</sup>, wie er von der neomarxistischen Sozialphilosophie und der kritischen Theorie der Frankfurter Schule vertreten wurde, die sich der »Sehnsucht nach einem quasi sich selbst transparenten Wissen, das ohne Trugbilder« und ohne »falsches Bewußtsein« auskommt (Foucault 1978c: 34f.), verdankt.

Demgegenüber gilt es, nicht die Wahrheit, sondern die »Äußerlichkeit des Zufälligen« (Foucault 1978b: 90) zu entdecken, die in der Singularität historischer Ereignisse nicht die »Inkarnation eines Wesens« oder die »Individualisierung einer Art« (Foucault 1990: 35) aufspürt. Grundlage dieses anderen Denkens sind

Diskurse. Sie bilden »»theorie-praktische Komplexe«, die nicht nur mit einer Reihe von Praktiken verwoben sind, die ihnen selbst äußerlich angeheftet sind; vielmehr handelt es sich um die Systeme des Sprechens, der Rationalisierung und der Argumentation, die die Verflechtungen der Macht, der Legitimation und des Handelns erzeugen. Beides, Theorie und Praxis, Denken und Handeln, erweisen sich als unmittelbar identisch: Weder gibt es Tätigkeiten, die nicht in einem Denken gründen, noch umgekehrt Weisen des Wissens oder der Interpretation, die nicht zugleich praktisch wirksam wären« (Mersch 1999: 165). Diskurse bilden, so gesehen, nicht rationale Strukturen, sondern »gründen selbst in grundlosen Ermächtigungen, die ihre Gültigkeit in den Körper der Zeit einschreiben« (ebd.: 168).

Der ›Grundlosigkeit‹ im Sinne einer Letztbegründung von Geschichte und Gegenwart in Foucaults Denken entspricht die Performativität von Diskursen. Judith Butler verortet Performativität – mit Jacques Derrida – auf der Ebene der Aktualisierung von Konventionen durch »performative Sprechakte«. Ihre Wirksamkeit beruht auf dem Zitieren bereits bestehender Bedeutungen, dem sprachlich wiederholten Rückgriff auf eine diskursive, kulturelle Matrix (vgl. Butler 1993a, 1995; Bublitz 2002b).<sup>10</sup> Das Zitieren historisch abgelagerter sprachlicher Konventionen gewährleistet erst, so Butler, dass Diskurse Realitätseffekte produzieren. Sprechakte bilden daher in ihrer sprachlichen Performativität, ihrer ständig wiederholenden und zitierenden Praxis Grundbestandteile der realitäts- und bedeutungsschaffenden Praxis von Diskursen. Ihrer Instabilität korrespondiert, als Fundament subversiver Strategien, eine die Normen permanent verschiebende Praxis.<sup>11</sup> Hierin liegt die Verwandtschaft von Foucault und Butler: Sinnvoll sind Diskurse in Bezug auf die Praxis, auf die Effekte, die Kräfteverschiebungen und auf die temporären Energien, die sie im Denken, in den Machtkonstellationen und im Verhalten freisetzen. Sie dienen der Analyse einer Praxis, die von einer ethischen Haltung der Verantwortung »des – in wörtlicher Bedeutung – rückhaltlosen Antwortgeben-Müssens auf die Gewalt der Zeit« (Mersch 1999: 174) getragen wird.

Es handelt sich um das »Projekt eines performativen Diskurses« (ebd.: 164), ein Projekt, dem es um Innovation, Andersden-

ken, nicht um eine selbstgenügsame, der Zeit gegenüber gleichgültigen Theorie geht. Veränderung ist nicht in utopischen Gegenentwürfen begründet, sondern wird als »ununterbrochene Alternierung« (ebd.: 162) gedacht. Das Performative ist daher nicht Selbstzweck einer Sprachpraxis oder Ausdruck einer bewusstlosen Naivität des Umsturzes einer symbolischen Ordnung. Sein Maß ist vielmehr die Übertretung, sein Kennzeichen die Zurückweisung der traditionellen Ordnung sanktionierter Normen. Performativität ist Ausdruck einer Theoriepolitik, die auf das Andere in seiner Ereignishaftigkeit, auf die innovative Praktik und auf das Projekt einer Ethik abhebt, die sich nicht an Maximen oder Prinzipien, sondern am Vollzug einer lebbarsten Praxis festmacht. Begründet sich die unhintergehbare Ordnung des Diskurses bei Foucault im »Willen zur Macht«, so rekurriert Butler stärker auf die Virtualität dieser machtvollen Ordnung. Ihre Wirklichkeit hebt auf die permanente Verschiebung, Veränderung und Neuschöpfung ab. Der Zwang zur Stabilisierung der symbolischen Ordnung durch Wiederholung impliziert, dass die Performativität von Sprechakten die symbolische Ordnung zwar stabilisiert, in der wiederholenden Verschiebung aber immer auch unterminiert.

Im Rekurs auf die Sprache und in der Ablehnung von Sprache als bloßem Repräsentationsmedium liegt der Zugang zu der für beide Theorieprojekte zentralen Auffassung, dass es keine sprach- und diskursunabhängige Gegenständlichkeit gibt. In kritischer Perspektive erfolgt die Aufklärung über die Historizität und die Wahrheitswirkungen von Sprache und Diskurs. Sie sind im historisch situieren Zusammenwirken von Diskurs, Wissen und Macht begründet. Das machtkritische, genealogische Verfahren erforscht die politischen Einsätze, die auf dem Spiel stehen, und es verweist auf den verhohlenen Machtcharakter unveränderlich erscheinender Phänomene, deren Entstehungsgeschichte in Vergessenheit gerät, sobald sie als natürlicher Grund, als Substanz oder Wesen sowie als Universalien behandelt werden. Die Genealogie verfolgt das Verdecktsein der Macht bis in ihre feinsten Oberflächenwirkungen. Ihr geht es um das Aufdecken der unbehelligten Funktionsweisen einer Macht, die als produktives Beziehungs- und Handlungsgewebe, nicht als totalisierende Herr-

schafts- und Machtlogik aufgefasst wird. Butlers Anliegen kreist, wie das Foucaults, um die Verschränkung von Körper, Subjekt und Macht.

